

Mentalisierung und starke Wertung.

Überlegungen zur Entwicklung eines integrativen Intersubjektivitätsbegriffs.

Vortrag auf dem XXII. Deutschen Kongress für Philosophie „Welt der Gründe“ am 15.09.2011 in München

Der aus Bulgarien stammende französische Literaturtheoretiker und Philosoph Tzvetan Todorov kritisiert in seinem „Versuch einer allgemeinen Anthropologie“ (1998) die im europäischen Denken weit verbreitete Tendenz, den Menschen als ein seiner Natur nach primär autonomes und isoliertes Wesen zu sehen, das erst sekundär und interessegeleitet mit anderen Menschen in Beziehung tritt, und vertritt dieser Tendenz gegenüber die Ansicht:

„Die Beziehung zu anderen ist [...] nicht das Produkt der Interessen eines Selbst, sie ist sowohl dem Interesse wie dem Selbst vorgängig [...] die Beziehung zu anderen geht dem einzelnen voraus. Die Menschen leben nicht aufgrund von Interessen, aus Tugend oder sonst irgendeinem starken Grund in Gesellschaft. Sie tun es, weil es für sie keine andere mögliche Daseinsform gibt“ (Todorov 1998, 17). „Die Geselligkeit ist nichts Unwesentliches oder Zufälliges, sondern die Grundbestimmung der *Conditio humana*“ (ebd., 26). „Das Bedürfnis nach Anerkennung ist das konstitutive menschliche Faktum. In diesem Sinn existiert der Mensch nicht vor der Gesellschaft und das Menschliche gründet im Zwischenmenschlichen [...] So tief man auch in den menschlichen Geist vordringt, man wird niemals ein isoliertes Wesen finden, sondern nur Beziehungen zu anderen“ (ebd., 34).

Unter dem Begriff der *Intersubjektivität* hat etwa seit den 70/80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts diese hier von Todorov formulierte Vorstellung einer für das menschliche Wesen konstitutiven Sozialität in ganz unterschiedlichen Wissenschaften (Philosophie, Sozialwissenschaften, Neurobiologie, kognitive Psychologie, Psychoanalyse) zentrale Bedeutung erlangt. Dabei fällt auf, dass dem Begriff der Intersubjektivität in diesen unterschiedlichen Wissenschaften auch unterschiedliche Bedeutungsakzentuierungen zukommt, die oftmals unverbunden nebeneinander stehen. Im Folgenden möchte ich anhand

des Vergleichs eines neueren psychoanalytischen mit einem neueren sozialphilosophischen Intersubjektivitäts-Begriff die differierenden Bedeutungsaspekte skizzieren und dabei aufzeigen, welche Aspekte in der jeweils anderen Konzeption unberücksichtigt geblieben sind. In einem zweiten Schritt geht es *am Leitfaden der Affekte* um die Entwicklung erster Konturen eines integrativen Begriffs von Intersubjektivität, der zentrale Aspekte beider Modelle aufgreifen kann.

2. Zum Begriff der Mentalisierung

Zunächst zum psychoanalytischen Verständnis von Intersubjektivität. Die Psychoanalyse Freuds (1856 – 1939) war noch ein Beispiel der von Todorov kritisierten Auffassung, indem sie lange Zeit von einer monadisch konzipierten Trieb- und Strukturtheorie ausging, derzufolge sich die menschliche Psyche primär in einem Zustand der Isolation befindet und sich erst sekundär auf eine unabhängig und objektiv von ihr gegebene und erkennbare äußere Realität bezieht. Zu dieser *äußeren* Realität wurden auch die primären Bezugspersonen als die sog. „primären Objekte“ gezählt.

Die etwa seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende sog. „intersubjektive Wende“ (Altmeyer / Thomä 2010) in der Psychoanalyse führte zu einem grundlegend neuen Verständnis des Seelischen als eines in seiner Genese primär sozialen Phänomens, das sich in einem intersubjektiven Feld konstituiert und manifestiert und in dieses zeitlebens eingebettet bleibt. „Intersubjektivität“, so M. Ermann, „geht davon aus, dass der Mensch von Geburt an in Beziehungen lebt und dass diese Bezogenheit [ihren] Niederschlag in der psychischen Organisation, nämlich im Selbst findet. ... Der intersubjektive Ansatz dreht das Verhältnis zwischen individueller Psyche und Beziehung um: Im herkömmlichen ... Denken entsteht die Beziehung aus der Begegnung zwischen zwei Individuen. Entgegen diesem Denken betrachtet der Intersubjektivismus die Beziehung als das Basale, während das Individuelle sich erst in der Beziehung ausformt“ (Ermann 2010, 52 ff.). Die zwischenmenschliche Beziehung wird so zur „Matrix der subjektiven Psyche“ (ebd., 17) und das Selbst „als eine Konstruktion aus der Beziehung heraus verstanden“ (ebd.).

In der 2010 erschienenen 2. Auflage ihres Buches über „Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse“ bezeichnen Altmeyer und Thomä das Mentalisierungskonzept Fonagys et al. als „das interessanteste, umfassendste und einflussreichste Theorieprojekt der Gegenwarts-

psychoanalyse, ... das auf dem besten Weg ist, zum „common ground“ des psychoanalytischen Pluralismus zu werden“ (Altmeyer / Thomä 2010, Vorwort).

Worum geht es in diesem Konzept? Das von Fonagy et al. entwickelte Konzept der Mentalisierung stellt eine umfassende psychoanalytisch orientierte Entwicklungspsychologie und Behandlungstheorie dar. Es verbindet psychoanalytische Theoreme mit Befunden der empirischen Bindungs- und Säuglingsforschung, der Theory of Mind und der Neurobiologie. Das Konzept geht mit Modifikationen in der therapeutischen Haltung und Technik einher und findet und findet innerhalb der psychotherapeutischen, psychosomatischen und auch psychiatrischen¹ Praxis zunehmend Verbreitung.

Mentalisierung bedeutet die Fähigkeit, sich selbst und anderen sog. mentale Zustände (das sind: Absichten, Bedürfnisse, Wünsche, Ziele, Gefühle, Gedanken) zuzuschreiben und sich und andere als Akteure zu sehen, die auf der Grundlage mentaler Zustände handeln. Mentalisierung bedeutet darüber hinaus, sich zu den eigenen mentalen Zuständen und denen anderer mental, d.h. reflexiv zu verhalten und ist die Bedingung der Möglichkeit, sich und andere zu verstehen und damit der Möglichkeit gelingender sozialer Interaktion. Mentalisierung hat also „zugleich eine selbst-reflexive [und] eine interpersonelle Komponente“ (Schultz-Venrath 2008, 136). Sie ist eine Dimension des Selbst und ermöglicht die Modulation eigener Affekte intrapsychisch und interpersonell. Sie ist nicht mit Introspektion gleichzusetzen, da sie weniger einen bewussten und intendierten Vorgang als einen intuitiven Stil des Umgangs mit mentalen Zuständen darstellt.

Ähnliches äußerliches Verhalten kann ja durch ganz unterschiedliche mentale Zustände bedingt sein und für das Gelingen sozialer Interaktion ist es entscheidend, den mentalen Zustand, der das jeweilige Verhalten bedingt, richtig einzuordnen: Wenn ich z.B. jemandem die Hand gebe und derjenige dabei lächelt, ist es wichtig zu verstehen, was dieses Lächeln zu bedeuten hat: ist es ein freundliches, ein unsicheres, ein misstrauisches, ein ironisch-herablassendes oder ein gehässiges Lächeln; signalisiert es Anerkennung oder Feindseligkeit; kann ich vertrauen oder muss ich mich in acht nehmen. Je nachdem, welchen mentalen Zustand ich diesem Lächeln des Gegenübers zuschreibe, d.h. wie ich dieses Lächeln verstehe,

¹ „Die Bedeutung des Mentalisierungsmodells für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik scheint sich auch in der zukünftigen Diagnostik des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM) V niederschlagen. Dieses orientiert sich an Kernbegriffen und -elementen der Mentalisierungstheorie: Persönlichkeitsstörungen werden primär als Störungen des Denkens über das Selbst und andere definiert, mit unterschiedlich schwer gestörter Integration des Selbstkonzepts, des Selbstwerts und der Qualität der Selbstrepräsentanz bei gleichzeitig vorliegenden interpersonellen Defiziten bezüglich Empathie (Mentalisierungsfähigkeit), Intimität und der Integration der Repräsentanzen anderer“ (Schultz-Venrath 2010, 277).

werde ich mich diesem Menschen gegenüber verhalten. Das Ergebnis meiner Mentalisierung bedingt, welches Gefühl sich bei mir interaktionell einstellt.

Ich bin aber nicht nur derjenige, der reagiert. Das Lächeln des Gegenübers könnte seinerseits eine Reaktion auf die Art und Weise darstellen, wie ich auf ihn zugegangen bin und ihm die Hand gegeben habe (zugewandt oder misstrauisch, zögerlich oder forsch?). Mentalisierung muss selbstreflexiv das eigene Erleben und Verhalten im Kontakt mit anderen berücksichtigen, um diesen Kontakt verstehen und angemessen gestalten zu können.

Das Konzept Fonagys et al. stellt entwicklungspsychologisch detailliert die stufenweise Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit in den ersten 4-5 Lebensjahren *in Abhängigkeit von der Qualität der Beziehungserfahrungen* dar. Ausgangspunkt für die Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit ist dabei das affektive Erleben des Säuglings. Dieses ist angewiesen auf eine feinfühlig Akzeptanz und Spiegelung durch die primären Bezugspersonen. Mentalisierung entwickelt sich als „Bestandteil eines intersubjektiven Prozesses zwischen dem Säugling und der Bezugsperson“ (Fonagy et al. 2004, 61 ff). Sie stellt sich aus dieser Perspektive nicht - wie bei vielen Vertretern der Theory-of-Mind angenommen - als quasi genetisch determiniertes Reifungsergebnis von selbst ein, sondern ist in hohem Maße von der Qualität der Primärbeziehungen, d.h. von der Qualität der Feinfühligkeit und emotionalen Responsivität der wichtigsten Bezugspersonen abhängig (Dornes 2004). Das Innovative dieses Modells liegt in der detaillierten Beschreibung des subtilen wechselseitigen Ineinandergreifens von Affektentwicklung, Mentalisierung und Entwicklung des Selbst und deren gravierenden strukturellen Beeinträchtigungen infolge vernachlässigender oder traumatischer Beziehungserfahrungen.

Das Mentalisierungsmodell konzeptualisiert die Genese des Selbst intersubjektiv. Es beschreibt die Selbstbildung in Abhängigkeit von selbsttranszendenten Beziehungserfahrungen und ihrer fürsorglich-fördernden oder traumatisierenden Qualität. Auf die Bedeutung von *Normativität* und *Moralität* für die Selbst- und Identitätsentwicklung geht es dabei nicht ein, auch nicht auf den klassischen Begriff des Über-Ichs, da dieses sich Freud zufolge zwischen dem 4. und 6. Lebensjahr bildet und entwicklungsgeschichtlich frühere Erfahrungen, die aus Sicht der Mentalisierungsforschung für die Genese des Selbst von entscheidender Bedeutung sind, in ihrer Auswirkung auf das moralische Erleben und Verhalten nicht abbilden kann (ein bereits früh, d.h. seit Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von verschiedenen Autoren angemerkter Kritikpunkt, die vor Herausbildung der Über-Ich-Struktur die Existenz von „Über-Ich-Vorläufern“ oder „Über-Ich-Kernen“ annahmen wie z.B. M. Klein, S. Ferenczi, R. Spitz und J. Sandler). Dabei ließe sich gerade

mit Hilfe dieses Modells die frühe Sozio- und Psychogenese normativer bzw. moralischer Phänomene (Empathie, Fürsorge, Achtung, Anerkennung, Autonomie, Würde, Schuld, Empörung) in Abhängigkeit von fördernd-fürsorglichen oder vernachlässigenden und traumatisierenden Beziehungserfahrungen im Kontext der Genese des Selbst differenziert darstellen. Es ist hierfür jedoch nicht intendiert und nicht konzipiert.

Die Bedeutung von Normativität und Moralität für die intersubjektive Genese des Selbst wie auch die durch dieses Modell eröffneten Perspektiven auf Zusammenhänge von Intersubjektivität und die Entwicklungspsychologie (und –psychopathologie) von Moralität bleiben weitgehend unbestimmt und unartikuliert. Eine Beschreibung der durch dieses Modell eröffneten moraltheoretischen Perspektiven bedarf deshalb m.E. eines vergleichenden Bezugs auf eine Konzeptualisierung von Intersubjektivität und intersubjektiver Genese des Selbst, in der deren normative Verfasstheit von zentraler Bedeutung ist, wie es beispielhaft die Sozialanthropologie des Selbst von Charles Taylor formuliert.

2. Zum Begriff der starken Wertung

Taylor bestimmt in kritischer Distanz zu naturalistischen Denkformen auch innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften den Menschen anthropologisch als das *sich selbst interpretierende Tier* (Taylor 1977). Taylors Konzeptualisierung der Person nimmt hiervon ihren Ausgang: Der Mensch kann sich nicht wie ein Objekt unter anderen Objekten erkennen und verstehen, da es an ihm keine Struktur von Bedeutung geben kann, die von seiner Interpretation unabhängig wäre. Damit befindet sich menschliche Selbsterkenntnis in einem hermeneutischen Zirkel, insofern das, wovon die Interpretation handelt, selbst immer schon Ergebnis einer vorangegangenen Interpretation ist. Der Mensch hat in Taylors Perspektive mit einer inneren und äußeren Welt zu tun, die sich ihm nur über Deutungen erschließen. Es gibt für ihn keine zu erkennende vorgängige soziale Realität oder personale Identität, vielmehr konstituieren sich Subjekt und soziale Realität erst innerhalb eines Gewebes sprachlicher Interpretationen.

Im systematischen Teil seiner Studie *Quellen des Selbst* (1989; dt. 1994) verknüpft Taylor Moralphilosophie und Identitätsbildungstheorie, indem er detailliert die These entwickelt, dass die sich in Akten der Selbstinterpretation konstituierende personale Identität notwendig auf einen Rahmen qualitativ wertender, mithin normativer Unterscheidungen angewiesen ist.

Identität und Selbst sind aus Taylors Sicht genuin moralisch verfasst und ohne primären Bezug zu spezifischen sog. *starken Wertungen*, die als gegeben und nicht als subjektiv gesetzt *erfahren* werden, nicht zu entwickeln: „Das Selbst und das Gute [...] sind Themen, die sich als unentwirrbar verflochten erweisen“ (Taylor 1994, 15). „Definiert wird meine Identität durch die Bindungen und Identifikationen, die den Rahmen oder Horizont abgeben, innerhalb dessen ich von Fall zu Fall zu bestimmen versuchen kann, was gut oder wertvoll ist [...]“ (ebd., 55). „Ein Selbst ist jemand nur dadurch, dass bestimmte Probleme für ihn von Belang sind. Was ich als Selbst bin – meine Identität –, ist wesentlich durch die Art und Weise definiert, in der mir die Dinge bedeutsam erscheinen [...]“ (ebd., 67). „Unsere Identität ist ... durch bestimmte Wertungen definiert, die untrennbar mit uns als Handelnden verknüpft sind. Würden wir dieser Wertungen beraubt, so wären wir nicht länger wir selbst“ (Taylor 1988, 37).

Starke Wertungen werden in Taylors Theorie in moralischen Gefühlen (Empörung, Scham, Schuld, Ehrfurcht) manifest, denen Taylor einen zugleich affektiven wie kognitiven Charakter zuschreibt. Für ihn beschreibt eine Phänomenologie der moralischen Gefühle die Gestalt der geltenden Wertmaßstäbe. Diese erscheinen nicht als einzelne, sondern kontextgebunden vor dem Hintergrund bestimmter intersubjektiv geteilter, unausweichlicher Rahmen qualitativer (moralischer) Unterscheidungen, die Taylor auch als moralische Topographie bezeichnet. Taylor formuliert das Verhältnis zwischen der Person und ihren Werten in räumlicher Metaphorik. Die für ihn unausweichliche Orientierung an Werten erfordert die Fähigkeit, den eigenen Ort im Hinblick auf diese Werte zu bestimmen und daraus eine identitätsbezogene Handlungsorientierung zu gewinnen. Eine solche Ortsbestimmung lässt sich für Taylor nur in Form einer narrativen Rekonstruktion des eigenen Lebens und der eigenen Bewegungsrichtung innerhalb des moralischen Raums erreichen. Der für Taylors Anthropologie zentrale Prozess der Selbstinterpretation zielt auf eine selbstbildungskonstitutive Orientierung an starken Wertungen innerhalb des moralischen Raums im Modus der Narration.

Taylor entfaltet seine Anthropologie des Selbst vor dem Hintergrund einer weit ausgreifenden Aufarbeitung der europäischen Geschichte der Genese des modernen Selbst und der ihm korrespondierenden moralischen Topographie. Neben den sehr differenzierten Analysen der ideengeschichtlichen Bedingungen moralischen Erlebens und Verhaltens bleiben die zu deren individualgeschichtlichen Bedingungen m.E. allerdings eher abstrakt. Die Individualgenese der Erfahrung starker Wertungen und der Bindungen an sie, die Individualgenese der starke Wertungen verkörpernden moralischen Gefühle, und die

individuellen Bedingungen für das Gelingen oder Misslingen moralischer Sozialisation innerhalb des gegebenen moralischen Raums einer Epoche bleiben weitgehend unklar.

Ihr Verständnis bedarf deshalb einer konzeptionellen Erweiterung und ist angewiesen auf einen vergleichenden Bezug auf eine Entwicklungspsychologie des Selbst, die der unterschiedlichen Qualität von Beziehungserfahrungen Rechnung trägt, wie es beispielhaft das Mentalisierungsmodell leistet.

3. Integration von Mentalisierung und starker Wertung am Leitfaden der Affekte

Eine integrative Verknüpfung beider Modelle lässt sich m. E. am Leitfaden der Affekte entwickeln. Das Mentalisierungsmodell Fonagys beschreibt die Genese des Selbst in Abhängigkeit von Beziehungserfahrungen; die Theorie des Selbst von Taylor beschreibt die Genese des Selbst in Abhängigkeit von der Erfahrung starker Wertungen. Gemeinsam ist beiden Modellen eine intersubjektive Konzeptualisierung der Genese des Selbst und die zentrale Bedeutung der Affekte.

Im Modell Fonagys prägt die Qualität der Beziehungserfahrungen die Qualität des Affekterlebens, die als zentral für die Genese des Selbst und seiner Mentalisierungsfähigkeit erachtet wird. In der Art des Affekterlebens und der Affektverarbeitung sind die frühen Beziehungserfahrungen sedimentiert. Waren diese überwiegend negativ (d.h. vernachlässigend oder traumatisierend), sind Affektverarbeitung und – damit verbunden – Selbstkohärenz und Mentalisierungsfähigkeit u.U. erheblich eingeschränkt.

Fonagy et al. bezeichnen als *mentalisierte Affektivität* die am höchsten entwickelte Form (Fonagy et al. 2004, 104) der Affektverarbeitung: „Affekte sind mentale Zustände, die subjektiv wahrgenommen werden oder unbewusst bleiben können. Durch den Prozess der Affektregulierung werden mentale Zustände im Einklang mit einem Gefühl aktiver Urheberschaft bearbeitet. [...] Die Regulierung kann wahrscheinlich umso erfolgreicher verlaufen, je vertrauter man mit dem eigenen, subjektiven Erleben ist. [...] Mentalisierte Affektivität [weist] in ihrer reifen Form [...] einen engen Zusammenhang mit dem Charakter auf“ (ebd., 436 ff). Sie setzt einen reflektierenden Akteur voraus und „vermittelt ein komplexeres Verstehen des eigenen Affekterlebens. [...] Mentalisierte Affektivität hilft uns dabei, in ein und demselben Affekt neue Bedeutungen wahrzunehmen“ (ebd., 437). Sie besteht aus drei Elementen: aus der Identifizierung, der Modulierung und der Äußerung von

Affekten. Die komplexe Form der Affektmodulierung betrifft die Interpretation und Bewertung der Affekte. Durch sie „entwickelt man [...] ein schärferes Bewusstsein für die Komplexität des eigenen Affekterlebens. Ein Beispiel dafür ist die Situation, in der man begreift, wie sich die eigene Prädisposition zu einem bestimmten Affekterleben aus frühen Interaktionen und Erfahrungen herleitet. Den Affekt durch Neubewertung zu modulieren würde bedeuten, dass man die eigene Erfahrung und Geschichte mit berücksichtigt.“ (ebd., 439)

Das Konzept der mentalisierten Affektivität zeigt hier m.E. Berührungspunkte mit Taylors Affektverständnis: Für Taylor sind Menschen dadurch ausgezeichnet, dass die Dinge der Welt für sie Bedeutung haben und sie etwas angehen. Das, was Bedeutung hat, erfährt diese aus einem intersubjektiv geltenden Rahmen von Wertungen. Dieser ist im weitesten Sinne sprachlich vermittelt und manifestiert sich wesentlich in Form von Gefühlen: „Thus for us language-animals our language is constitutive of our emotions [...] as the medium in which all our emotions, articulate and inarticulate, are experienced. Only a language-animal could have our emotions“ (Taylor 1977, 74).

Ein bestimmtes Gefühl ist das sprachlich vermittelte Ergebnis „einer bestimmten Wahrnehmung einer Situation und ihrer Bedeutung (import ascription). Das Gefühl wird in diesem Sinne bereits konstituiert durch eine Interpretation“ (Rosa 1998, 89). Situation, Empfindung, Deutung der Empfindung und Sprache bedingen sich in Taylors Theorie wechselseitig und bilden darin einen hermeneutischen Zirkel. Eine Neubewertung eines Gefühls z.B. lässt dieses deshalb davon nicht unberührt, sondern betrifft dann auch die ursprüngliche Empfindung selbst : „This is because our subject-referring feelings are given their character by the sense of the import they incorporate; when this sense alters in an important way, then the feeling changes [...]. We do not experience the same things, we do not have the same feelings. We can even say that we cannot have the same feelings before and after such breaks“ (Taylor 1977, 70).

Die Existenz eines Menschen stellt aus Taylors Sicht auch in ihrer Emotionalität immer schon eine Interpretation dar, allerdings keine abgeschlossene und keine abschließbare: „The paradox of human emotions is that although only an articulated emotional life is properly human, all our articulations are open to challenge from our inarticulate sense of what is important, that is, we recognize that they ought to be faithful articulations of something of which we have as yet only fragmentary intimations. [...] There is no human emotion which is not embodied in an interpretive language; and yet all interpretations can be judged as more or

less adequate [...]. This is what is involved in seeing man as self-interpreting animal. It means that he cannot be understood simply as an object among objects, for his life incorporates an interpretation, an expression of what cannot exist unexpressed, because the self that is to be interpreted is essentially that of a being who self-interprets” (ebd., 75).

Die Unabschließbarkeit der Interpretation und Selbstinterpretation gilt auch in Bezug auf das Erleben der für Taylor selbstbildungskonstitutiven starken Wertungen, die ja nicht abstrakt gelten, sondern verwoben sind mit unserer emotionalen Erfahrung, die in Gefühlen und Wünschen verankert sind und uns nicht motivieren könnten, wenn sie das nicht wären: „strong evaluations [...] are woven into our emotional experience” (ebd., 68), “strong evaluations [...] are anchored in feelings, emotions, aspirations; and could not motivate us unless they were.” (ebd., 67).

Ein vor dem Hintergrund der beiden skizzierten Modelle integratives Verständnis von Affekten hieße, anzuerkennen, dass Gefühle eine Beziehungsdimension und eine normative Dimension haben. Für das Modell der *Mentalisierung* hieße das, zu berücksichtigen, dass in die Affektverarbeitung neben der Qualität der Beziehungserfahrungen auch die Erfahrung einer intersubjektiv geltenden moralischen Topographie eingeht. Für das Modell der *starken Wertung* hieße das, zu berücksichtigen, dass starke Wertungen verkörpernde moralische Gefühle nicht nur die Auseinandersetzung mit einer moralischen Topographie reflektieren und sich in dieser manifestieren, sondern auch Ergebnis konkreter Beziehungserfahrungen sind. Diese Überlegungen legen die Vorstellung einer durch Beziehung, Wertung und Affekt triadisch strukturierten intersubjektiven Genese des Selbst nahe: In der für die Selbstbildung konstitutiven Beziehungserfahrung ist die Wertung als das Dritte unvermeidlich anwesend, wie in der für die Selbstbildung konstitutiven Werterfahrung die Beziehung als das Dritte.

Entwicklungspsychologie der Moral und Moralphilosophie sind wechselseitig aufeinander angelegt (Habermas 1983). Eine solche Verknüpfung von Aspekten beider Modelle zu einem stärker integrativen Intersubjektivitätsbegriff soll ein Beitrag sein zu einem erweiterten Verständnis von Psychodynamik *und* Moralität.

Dr. med. Dirk v. Boetticher
Abteilung Psychosomatische Medizin und Psychotherapie
Universitätsmedizin Göttingen
von-Siebold-Strasse 5
D-37075 Göttingen
Deutschland
dirk.vonboetticher@med.uni-goettingen.de

Literatur

- Altmeyer, Martin / Helmut Thomä (Hg.) (2010): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. 2. Aufl. Stuttgart.
- Dornes, M. (2004): Über Mentalisierung, Affektregulierung und die Entwicklung des Selbst, In: Forum der Psychoanalyse, 20, 175-199.
- Ermann, Michael (2010): Psychoanalyse heute: Entwicklungen seit 1975 und aktuelle Bilanz. Stuttgart.
- Fonagy, Peter, Gergely, Gyorgy, Jurist, Elliot L. & Target, Mary (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Übers. von E. Vorspohl. Stuttgart.
- Habermas, Jürgen (1983): Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt/M.
- Rosa, Hartmut (1998): Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor. Frankfurt/M. / New York.
- Schultz-Venrath, Ulrich (2008): Mentalisierungsgestützte Gruppenpsychotherapie. Zur Veränderung therapeutischer Interventionsstile. In: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, 44, 135-149.
- Schultz-Venrath, Ulrich (2010): Schwerpunktheft zum Thema Mentalisierung. In: Psychotherapeut, 55, 277-278.
- Taylor, Charles (1977): Self-Interpreting Animals. In: ders. (1985): Philosophical Papers. Vol. 1. Human Agency and Language. Cambridge, 45-76.
- Taylor, Charles (1988): Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus. Übers. von H. Kocyba. Frankfurt/M.
- Taylor, Charles (1994): Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Übers. von J. Schulte. Frankfurt/M.
- Todorov, Tzvetan (1998): Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie. Übers. von W. Kaiser. Frankfurt/M.